

Weihnachtskarten

Entwürfe von Menzel — Die Karte des englischen Königshauses — Der Tannenbaum als Hauptmotiv in Deutschland

So alt wie die Neujahrskarten sind die Weihnachtskarten noch nicht. Erst mit dem 19. Jahrhundert, mit den Fortschritten in graphischen Gewerbe und mit der Verbilligung des Postes kam der Brauch auf, sich auch zu Weihnachten auf Karten, die Segensprüche und allerlei Ausschmückungen trugen, Glück zu wünschen. Bald wurden dann auch hervorragende Künstler angehalten, Vorlagen für solche Karten zu entwerfen. So haben Adolf Menzel und der Genremaler Theodor Hofmann verschiedene schöne Weihnachtskarten entworfen. Ganz besonders Weihnachtskarten, die von Staatsoberhäuptern, von Prinzen und anderen Mitgliedern des Hochadels verfaßt wurden, waren gewöhnlich von hervorragenden Künstlern entworfen. Wenn der Brauch, sich gegenseitig Weihnachtskarten zuzuschicken, bei vielen aus der großen Masse der Bevölkerung schon im Verfall begriffen ist, bei den Staatsoberhäuptern wie bei deren Familienangehörigen wird er noch immer aufrecht erhalten, wenigstens bei den Staatsoberhäuptern, die sich zum christlichen Glauben bekennen. Eine Zusammenstellung von Weihnachtskarten, die die Fürsten und Fürstinnen, Prinzen und Prinzessinnen während des letzten Jahrzehntes verfaßt haben, möchte eine recht interessante Sammlung ergeben; denn auf den Weihnachtskarten der Kaiser, Könige, Fürsten, Prinzen werden jedes Jahr die verschiedensten Motive behandelt.

Eine Zusammenstellung der vom englischen Königshaus angegangenen Weihnachtskarten zum Beispiel dürfte eine interessante Nebeneinanderstellung von Szenen aus der englischen Geschichte ergeben, die männlichen Mitglieder des englischen Königshauses lassen nämlich auf ihren Weihnachtskarten nach altem Herkommen stets nur Szenen aus der Geschichte des englischen Reiches wiedergeben. Auch die englische Königin und die englischen Prinzessinnen lassen auf ihren Weihnachtskarten über Szenen aus der englischen Geschichte darstellten, im allgemeinen ziehen sie aber vor, dabei Motive aus dem religiösen Leben und aus dem weihnachtlichen Treiben zu verwenden. Beliebt auf Weihnachtskarten der weiblichen Angehörigen des englischen Königshauses sind Darstellungen mit dem Jesuskind in der Krippe liegend oder von Maria auf dem Arm getragen. Die Angehörigen der deutschen Fürstentümer vermindern fast ausschließlich religiöse Motive auf ihren Weihnachtskarten. Derartige Karten, für die meist schon Monate vorher einige Entwürfe eingereicht werden müssen, werden nur an Staatsoberhäupter und an Mitglieder fürstlicher Familien gefaßt. Eine Ausnahme macht hier nur das englische Königshaus. Dort ist es Brauch, daß jedem Armen, der zu Weihnachten von einem Mitglied der Königsfamilie ein Geschenk erhält, auch eine solche Weihnachtskarte mit ausgereicht wird. Alle die vielen Millionen Christmas-Cards, mit denen sich die englische Bevölkerung gegenseitig ein frohliches Fest wünscht, haben das Gemeinsame, daß auf ihnen ein Weihnachtsmotiv nachgebildet ist. Welche Motive auf den Christmas-Cards auch behandelt werden mögen, daneben, darunter oder darüber darf nie der Weihnachtsbaum fehlen. Vor wenigen Jahren wurde einmal von der englischen Postverwaltung eine Fälschung vorgenommen über die Zahl der Karten, die um die Weihnachtszeit mit der Nachbildung eines Weihnachtsbaums ausgeschmückt waren. Ihre Zahl belief sich auf mehr als 30 Millionen Stück.

In viel verschiedenartiger Weise wird in Deutschland auf den Weihnachtskarten der Tannenbaum als Hauptmotiv gewählt. Häufig ist auf den deutschen Weihnachtskarten ein mit Lichtern besetzter Tannenbaum zu sehen, aber auch in anderer Weise ist dieser Baum der Mittelpunkt der deutschen Weihnachtskarte. Daneben erscheinen auch noch viele andere Darstellungen, sehr häufig auch solche aus dem Kinderleben um die Weihnachtszeit, über die Weihnachtsbescherung und anderes. In der Reichhaltigkeit der Darstellung können sich die Weihnachtskarten der anderen Völker nicht mit den deutschen vergleichen.

Auf den Weihnachtsfisch gehören deutsche Gaben.

Der eigenartigste Zoo der Welt

Ueber den Dächern der Vergnügungsbahnen von St. Pauli erhebt sich ein mächtiger, weithin über die Ebene sichtbarer Bau, dessen große Ecktürme silhouettenhaft durch den dunklen Rauch der im nahen Hafen liegenden gewaltigen Leberdampfer hindurchschimmern. Hamburgs Institut für Tropen- und Schiffkrankheiten. Seine Entstehung verdankt es den Erfahrungen nach der furchtbaren Choleraepidemie 1892, die der mit der gesundheitlichen Ueberwachung des Schiffverkehrs betraute Hafenarzt Prof. Dr. Koch in Ausübung seines Dienstes machte. Es zeigte sich bald, daß hier eine große Menge wissenschaftlichen und medizinischen Beobachtungsmaterials zusammenströmte. So schien schon damals die Behandlung von Tropenkrankheiten in einer besonderen Anstalt überaus wichtig.

Seitdem beweist die Statistik, daß fast 20 000 Menschen hier das Leben gerettet wurde. Aus allen Gegenden flüchteten die Kranken in das Hamburger Institut. Viele von ihnen hatten die Kräfte der fernem Heimat längst als Opfer des Malariafiebers oder einer furchtbaren Schlafkrankheit aufgegeben. Hier fanden sie die lang ersehnte Heilung! Zahlreiche Gelehrte forschten unermüdet mit besonders angefertigten Mikroskopen nach den Erregern der Tropenkrankheiten, von denen man hier eine Fülle von Verschiedenartigkeiten lernt. Tausende von ausländischen Ärzten werden jährlich in Kursen über die erprobte, erfolgreiche Behandlung tropischer Krankheiten angefaßt. Überall in der Welt sind die Vertreter dieses Instituts tätig. Erst vor wenigen Jahren unternahm Prof. Koch eine wissenschaftliche Expedition, die ihn durch alle fünf Erdteile führte. In Italien und Rußland, Indien und Australien wurden ganze Völker vor dem Tode durch Schwarzwasserfieber bewahrt.

Doch interessant ist der seltsame Zoologische Garten, der sich direkt neben dem Krankenbau befindet. Eine eigenartige, fast unheimliche Atmosphäre liegt über den vielen dichten Käfigen. Hunde und Mäuse, Affen und Katten, Meeresschweine und Kanarienvögel, mit schweren Tropenkrankheiten behaftet, werden hier gesund gemacht. Auch an Verden und Kindern werden Heilversuche experimentiert. In den vielen Glasbehältern, die mit flüssiger, glühend heißer Luft gefüllt sind, schwimmen Mücken und Wirteliegen herum, liegen Krokodile und Schlangen unbeweglich nebeneinander. Rester hat man errichtet, in denen arme Vögel nisten und Würmer schlüpfen. In das wirre Gekwirr der Papageien tönt unharmonisch dumpfes Geblöse kranker Kühe hinein. In diesem Haus liegen unzählige Tiere, die von einer Krankheit befallen sind, deren Name noch vor einem halben Jahrhundert sicheren Tod bedeutete, während sie heute oft heilbar ist. — Täglich werden viele Patienten in diesem Forschungsinstitut gesund gemacht. Jeder und arme, lebende Matrosen, frange Keger und ausgewanderte deutsche Kaufleute. Unermesslich groß ist die Zahl derer, die hier im Welthafen, wo der Unheil aller Tropenleiden zu finden ist, gerettet wurden.

Richtig, wenn draußen auf der Meerbahn das Leben beginnt, Lichtstrahlen lösen und am Hafen riesige Krane Kohlenmengen auf die abfahrenden Schiffe transportieren, arbeiten hier in der Hochburg der medizinischen Wissenschaft die Gelehrten mit feinsten Lupen und sorgfältig gebauten Mikroskopieren und veruchen, die Erreger der Krankheiten der heißen Zone zu finden.

Herrn Marschall Joffre: Steuern 10,70 frcs.

Man entgeht dem Fiskus nicht. Nirgends auf der Welt. Er holt sich sein Teil. Auch über den Tod hinweg. Ohne Ansehen der Person, nur mit Ansehen der Rechnung. Nun aber hat der gute heilige Bürokrat auf seinem Hof in Frankreich wieder einmal einen Burschenbaum geschlagen.

Es gab doch einmal in Frankreich einen gewissen Marschall Joffre, der vom französischen Standpunkt aus ohne Zweifel Verdienste um sein Land erwarb. Die Franzosen nannten ihn sogar einmal Retter des Vaterlandes oder so. Aber was lehrt das die Steuerbehörde?

Bekannt? Tot? Verschollen? Zum Tode verurteilt? Die französische Steuerbehörde lächelt höhnisch dazu. Erst bezahlen, dann sterben, und wenn der Tod schneller war, dann findet man sonst vielleicht noch etwas, woran man sich schadlos halten könnte...

Da erschienen — gleich zwei — Steuerbeamte in diesen Tagen bei Madame Joffre, die den Nachlaß des Generals zu verwalten hat.

Man veranlaßte ein Verhör. Da sei doch einmal eine Erbschaft gewesen. Erbschaft? Madame Joffre konnte sich nicht entsinnen. Doch im Jahre 1907. Also „erst“ vor 26 Jahren. Die geerbte Summe sei nicht hoch gewesen. Aber man habe in den Büchern eine offene Stelle entdeckt. Damals habe man aus unangefährten Gründen von einer Befreiung der Summe abgesehen. Also: 10,70 Franken seien zu bezahlen. Mit kaum 2 deutschen Reichsmark ist diese Summe zu bedenken. Aber die Herren vom Fiskus waren so ernst, daß — nun, daß Madame Joffre lachte. Und um zu sehen, wie das nun weitergeht mit der Steuerhölle von 10,70 Franken des Generals Joffre an den französischen Fiskus, hat sie sich gewiegert, das Geld zu bezahlen.

Mit gekränkter Miene und der bitteren Drohung, daß man die Sache also der Vollzugsbehörde übergeben müßte, entschwandten die Reiter des Amtsschimmels. Während Madame Joffre eine Zeitung anläuterte und ihr den Fall erzählte. So erfuhr die Welt von der Erbschaft aus dem Jahre 1907 und den 10,70 Franken.

Der Geburtsort der Speisefarte ist Regensburg. Sie ist jetzt 44 Jahre alt und hat schon manche Bandlung erlebt seit dem ersten Tasein als „Fedel“, der neben dem Hering von Braunschweig auf der Tafel lag, darin der Küchenmeister alle Gänge verzeichnet hatte, und kommt sich der Herr Herrzog mit seinem Essen danach richten und einen Appetit auf die besten Trachten sparen. Was auch der Zweck der Sache geblieben ist.

Humor

Die Stiergefellschaft war beendet und der Hansherr blieb in trübem Sinnen zurück, denn er hatte 250 RM. verloren. Als er in dem Speisezimmer auf und ab schritt, bemerkte er einen silbernen Koffer auf dem Tisch. Er hob ihn auf und betrachtete ihn argwöhnisch. Dann murmelte er: „Ich möchte bloß wissen, welcher von den Herren ein Loch in der Tasche hatte!“



ER LAUERT IN DER KURVE!

Eindrucksvolle Warnung

Ein wirkungsvolles Warnungsplakat für Kraftfahrer, das auf der lehrreichen Ausstellung „Schiene und Straße“, die gegenwärtig im Haus der Technik in Berlin zu sehen ist, angebracht ist.

Jeder ist verdächtig!

Rätsel um den Tod des Malers von der Straat von Reinhold Eichacker.

40 Fortsetzung

Brandt suchte die Schulkern.

Brandt gab keine Antwort. Er wartete schweigend, doch konnte er nicht seine Spannung beherrschen.

„Auch ich habe mich mehrfach ablesen lassen. Immer wieder schloß ich mich in meinen Zimmern. Deshalb war ich bemüht, alle, die in Verdacht kamen, so reiflos auszuholen, daß keine Möglichkeit eines Uebersehens mehr blieb. Jedes Verdachtsmoment sollte verfolgt werden. Denn meine Annahme konnte ja immer noch falsch sein. Das war meine Methode. Herr Brandt. Erst dann, als nach und nach alle Verdächtigen für den Trübsinnigen ausfallen mußten — wie Sie richtig festgestellt haben —, gab es für mich nur noch zwei Möglichkeiten: Entweder war der Sohn von der Straat, also ich selbst, der Täter oder der Tote. Das erst war das Wahrscheinlichere und deshalb wählte ich es. Da aber zufällig ich dieser Verdächtige war, mußte ich auch, daß ich ausschloß. Es war also für mich nicht so schwer wie für Sie, diese Spur zu verfolgen und die richtige Lösung zu finden. Seitdem suchte ich nur noch die letzten Beweise. Ich habe sie reiflos.“

Die anderen wachten nicht mehr, ihn zu hören. „Sehen Sie, Brandt, mit wem man einig darüber, daß der arme Tathand völlig unerschütterlich sei. Sie fühlten nie ich sofort eine Komödie, eine Fälschung der Täuschung. Fühlten auch, daß der Mörder der Täuschung war. Nur glanzten Sie immer, daß ein Wort fälschlich als Selbstmord frisiert werden sollte, und dachten nicht daran, daß auch umgekehrt ein Selbstmord als Mord vorgetäuscht werden könne. Und das war Ihr Fehler. Dadurch kamen Sie dauernd zu Irrigen Schlüssen. Auch dabei hatte ich es viel leichter als Sie. Weil ich die seltsame und etwas persönliche Veranlagung meines Vaters kannte. Ich wußte, daß

ihm eine solche Komödie zuzutrauen sei. Er war, im Grunde genommen, ein Welt- und Menschenverächter, hatte eine ungewöhnliche Phantasie und liebte es, mit allen Deuten zu spielen. Das ließ viele ab, die ihn nicht verstanden. Es machte ihn einfaß.“

„Ich unterdrückte mich einige Augenblicke.“

„Ich ging also nun vorüberhin von der Annahme eines Selbstmordes aus. Und da dieser nach dem Totestand nur in Verbindung mit einer Täuschungsabsicht des Toten denkbar war, wurde mein Verdacht um so wahrscheinlicher, je unaufrichtlicher und widerspruchsvoller die Umstände des Mordes schienen. Mein Vater hatte ja absichtlich alles nur Unklarheit zusammengetragen, um alle zu täuschen. Es war ja sein Zweck, Widersprüche und Rätsel zu schaffen. Deshalb zerbrach er die Scheibe und machte die Krachturen an der Wand. Deshalb der angekommene Brief an einen finanziellen Freund Max, der einen Freitod von vornherein ausschließen sollte, weil er nun besser Gesundheits und allerlei Mähen erzählte. Deshalb die Unordnung im Zimmer, die einen Kampf vorantreiben sollte. Deshalb die vielen wertvollen Fingerabdrücke auf dem Scherbstisch und der Kaffeetisch, die wie üblich am liebsten zu rufen ausgaben. Deshalb der Gummihandschuh mit den Fingerabdrücken des Toten. Sie, Herr Brandt, glaubten damals, daß dieser Handschuh für die rechte Hand des Toten viel zu groß sei und deshalb von einem anderen getragen worden sein müsse. Auch, weil die Fingerabdrücke des Toten selbst auf diesem Handschuh waren. Ich merkte aber gleich, daß zwei Finger des Handschuhs zusammengeknüpft waren: der Handschuh war also vor nicht durch die Hand seines Trägers ausgefüllt gewesen. Und der Fals hatte den zu ersten Handschuh einfach übergestreift und hatte dann mit dem Finger den Handschuh wieder abgeworfen und ihn zum Fenster hinaus in den Garten geworfen.“

„Über die ganze Art des Selbstmordes!“ warf Keller dazwischen.

„Nicht ganz zu dem Still dieser Täuschung. Mein Vater hat die Schlinge vorbereitet, dann das Gift in die Orangeade geschüttelt, ohne von dem harmlosen Veronal Ruth Schauen-

bergs überhaupt etwas zu ahnen, und es, mit dem Kopf in der Schlinge, getrunken und das Glas fortgeworfen. Dabei hielt er sich an dem Bild fest. Das Gift wirkte sehr schnell. Es war übrigens kein Arsenik, wie Ehrburger meinte, sondern ein chinesisches Gift, das schmerzlos und in wenigen Sekunden zum Tode führt. Am Zusammenstoßen fiel der Sterbende in die vorbereitete Schlinge, ohne sie selbst noch zu spüren, und rief dabei das Bild mit.“

Die „Nichtverletzung“.

Brandt trachte sich unbewußt in den Haaren. Er ließ durch das Zimmer und blieb wieder stehen.

„Dann wählten die Spuren an der Hauswand also auch nachgeahmt sein?“

„Sehr richtig! Die sind mit einem Gartengerät obertracht und zwar oben vom Fenster aus und unten vom Garten, bis zu Darners Wohnort. Daher die falsche Richtung von unten nach oben an dieser Stelle. Und deshalb der Zwischenraum von fast zwei Meter.“

„Unglaublich!“ riefte der Landbaurechtler. „Woher kommen aber die vielen Fingerabdrücke in der Form eines Halbmonds?“

„Tja — die haben wir auch zu schaffen gemacht.“ sagte Till lächelnd. „Als ich auf die Idee kam, daß sie von einer toten Hand herrühren könnten. Mein Vater hatte, wie viele Maler, einse in Solktus präparierte menschliche Hände, als Modelle gemittelmachen. Seine bereiteten Handbilder waren ja bekannt in der Kunstwelt. Eine reise und harte Totenhand gibt aber einen ganz anderen Eindruck als eine lebende Hand. Wie Sie selbst feststellen können, wenn Sie einen Finger ganz fest und senkrecht auf ein Papier abdrücken. Es kam also nur darauf an, diese Hand zu entdecken. Ich fand sie vor einigen Stunden im Utenfaltenraum meines Vaters.“

„Er ist“ in die Wappe und stellte ein Einmachglas auf den Schreibtisch.“

„Hier ist sie!“

Brandt schaute das Glas an.

(Fortsetzung folgt.)



Luftschutz tut not!

Deutschland braucht Luftschutz!

Wie er aussehen kann und soll

Von Bruno Hartwig.

Das deutsche Volk will Frieden. Aber unser Wille zum Frieden ist nicht allein entscheidend für unser Geschick. Die Gestaltung der Zukunft liegt nur beschränkt in unserer Hand. Denn weit mehr als in vergangenen Zeiten sind die modernen Staaten vom guten Willen der anderen Völker abhängig. „Es kann der Beste nicht in Frieden leben, wenn es dem bösen Nachbarn nicht gefällt“. Dieses

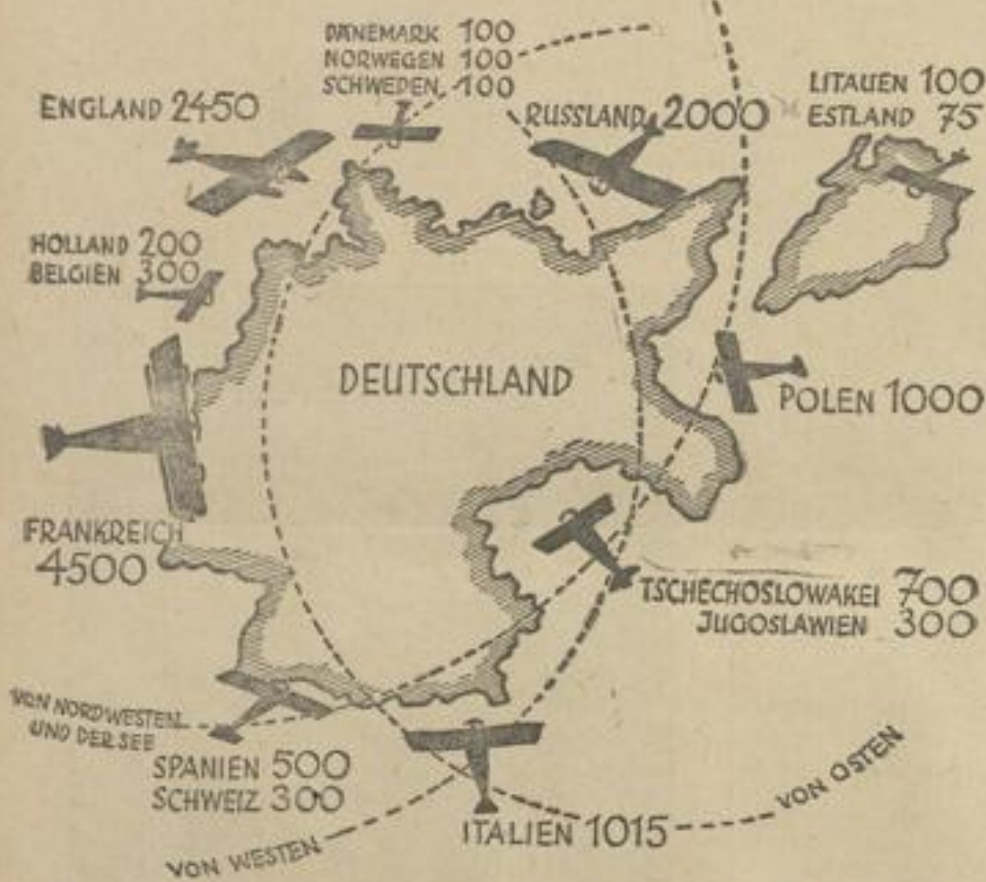
dann wirksam sein können, wenn sie durch weitgehende Selbsthilfebereitschaft und Selbstschutzmahnahmen der Bevölkerung ergänzt werden.

Die Schutzmahnahmen dürfen das Alltagsleben nur so wenig wie möglich beeinträchtigen; sie müssen finanziell und wirtschaftlich tragbar und so vorbereitet sein, daß sie in kürzester Zeit wirksam werden können. Vorhandene Einrichtungen sind auszunutzen; alles Material ist zu verwenden, alles Gerät nutzbar zu machen, das im Frieden friedlichen Zwecken im Hause, im Werk oder im Garten dient.

Für jedes Gebäude ist ein Luftschutzhäuswart zu bestellen, dessen Aufgabe es ist, schon heute alle Vorbereitungen in die Wege zu leiten. Im Ernstfall wird er Führer der Bewohner seines Hauses. In Gemeinschaft mit dem Hausbesitzer soll er schon heute feststellen, welche Räume als Schutzräume geeignet sind, um allen Angehörigen eines Hauses oder gewerblichen Unternehmens Zuflucht zu bieten. Diese Räume werden meistens im Keller liegen und sind splitter- und gasdicht auszubauen. Besonders wichtig ist die Abstützung des Kellergewölbes. Es ist erforderlich, daß die notwendigen Bohlen, Rundhölzer und Stempel baldmöglichst angeschafft und, in den nötigen Ausmaßen zugeschnitten, aufbewahrt werden. Zu den weiteren Pflichten des Luftschutzhäuswartes gehört die Bildung einer Hausfeuerwehr, die sich während des Fliegerangriffs als Brandschutzwache im Dachgeschoß aufzuhalten hat. Das Dachgeschoß ist gegen die Brandgefahr zweckdienlich vorzubereiten.

Ein anderes Problem läßt sich nur im Zusammenhang mit der Volkswirtschaft lösen, und dieses hat leider bisher weniger Beachtung in der Öffentlichkeit gefunden: das der besonderen Gefährdung von zentralen Versorgungsbetrieben. Wir alle wissen ja, wie grade der städtische Haushalt von solchen zentralen Versorgungsanlagen abhängig ist. Das Gas zum Kochen, die Elektrizität zur Beleuchtung oder auch schon zum Kochen — in mächtigen Röhren und Kabeln werden uns diese Energiearten von weither zugeführt, und tritt einmal eine Unterbrechung ein, dann sind Tausende von Wohnungen ohne Licht, Tausende von Familien ohne Möglichkeit, ein warmes Mittagessen zu bereiten. Gelegentliche schwere Explosionen wie z. B. jüngst in Neufkirchen haben uns das erschreckend vor Augen geführt. Es versteht sich von selbst, daß der Feind grade solche Betriebe zuerst mit seinen Bomben zu bedecken suchen wird. Einnebelung dieser Anlagen ist bisher das einzige Mittel, das den Angriff zu erschweren vermag. Aber wird der Feind nicht die Nebelwolke von oben erkennen? Wird er nicht ihre Ränder und den Mittelpunkt und freuz und quer die grauen Schwaden bemerken, mit hochbrianten Bomben, die auf hunderte von Metern im Umkreis wirken? Natürlich wird er das und er wird das zu allererst tun, denn auch er weiß, wie die Moral einer Bevölkerung vom Licht des Abends, vom „warmen Vöfjespiel“ abhängig ist. Die Technische Nothilfe ist ja in Zeiten entstanden, wo auch solche Versorgungsbetriebe von Streik bedroht waren.

Aus dieser Erkenntnis geht die Forderung hervor, die bisherige Zentralisation zugunsten einer weitgehenden Dezentralisation aufzuheben, das heißt mit anderen Worten: schon jetzt die einzelnen Haushaltungen so weit wie möglich vom Netz der Gasrohre, der elektrischen Kabel und Drähte unabhängig zu machen. Ein Ferngaswerk, das über hunderte von Kilometern den Abfall der Koks-erzeugung an seine Abnehmer verkauft, macht dieselben Abnehmer weniger widerstandsfähig gegen die Gefahren der Luft. Ein großes Ueberlandwerk, das in Verbindung mit anderen gleicher Art „billigen Kochstrom“ verschiebt, läßt die Verbraucher grade in jenen Momenten auf dem Trocknen sitzen, wo sein Funktionieren besonders wichtig und nötig wäre. Daher wäre in Erwägung zu ziehen, ob man nicht den weiteren Ausbau der Ferngasversorgung und der Großkraftwerke etwas zurückstellt. Und darüber hinaus: in jede Wohnung ein Kohlenherd mit einem genügenden Vorrat von Braunkohlenbriketts im Keller, die sich leicht stapeln lassen und wenig Raum wegnehmen; in jeden Haushalt ein genügender Vorrat an Kerzen, die



Die Karte zeigt die Zahl der Militärflugzeuge der einzelnen Staaten, die eingezeichneten Kreisabschnitte die Wirkungsbereiche der fremden Luftstreitkräfte.

alte, leider so wahre Sprichwort müssen wir Deutschen in unserer Wehrlosigkeit besonders beherzigen. Wir wissen, daß die Völker seit dem Kriege mehr denn je in Waffen farrten, während Deutschland in Ausführung des Versailleser Diktats die eigene Rüstung gerschlagen mußte und wehrlos wurde und blieb. Und gerade hierzu sollten wir uns vor Augen halten, daß nur unsere starke Rüstung, unser unerschütterlicher Wehrwille es waren, denen das deutsche Volk es zu danken hatte, daß der Krieg mit allen seinen Schrecken sich nicht auf deutschem Boden abspielte.

Kings um unsere Grenzen sind seit dem Jahre 1918 Armeen und Flotten aus dem Boden gewachsen; neben ihnen aber vor allem Luftflotten, wie wir sie früher nie für möglich gehalten haben. Selbst den Kindern anderer Völker ist in den vergangenen zehn Jahren die Luftwaffe zu einer selbstverständlichen Alltäglichkeit geworden. Unser Volk allein weiß nichts von Kriegsflygezeugen, weil wir sie nicht besitzen dürfen. Das ist der Grund, weshalb das deutsche Volk die wahre Bedeutung nicht zu ermessen weiß, wie die Luftwaffe in unserer Zeit gewonnen hat.

Wir müssen den Mut haben, die wahre Lage der Dinge zu erkennen. Die Forderung, die Deutschland auf der Abrüstungskonferenz erhoben hat, grundsätzlich jede Militärflugfahrt und jeden Abwurf von Kampfstoffen aus der Luft zu verbieten, ist unbeachtet verhallt.

Luftschutz ist als eine vorzorgende Einrichtung des Staates von größter Bedeutung. Nur wenn der zivile Luftschutz bereits im Frieden in weitestem Umfange peinlich genau vorbereitet ist, kann er auch im Ernstfall mit Aussicht auf Erfolg in Tätigkeit treten.

Der Aufbau des zivilen Luftschutzes ist Sache der Behörden. Die behördlichen Mahnahmen werden aber nur

Häuser aller Art, so müssen für alle Bauwerke, für alle Behörden, Bahnhöfe, Schulen, Kirchen und Theater, für alle Unternehmungen, Märkte usw. besondere Bestimmungen für den Luftschutz durchgeführt werden.

Viele Aufgaben mögen denjenigen, die sich noch niemals mit diesen Fragen befaßt haben, verwunderlich und undurchführbar erscheinen. Niemand wird aber bestreiten, daß für ungewöhnliche Zeiten auch ungewöhnliche Mahnahmen notwendig sind. Die sorgfältige Durchführung der Luftschutzbereitungen ist nicht nur Sache des Einzelnen — sie ist ein berechtigtes Verlangen, das jedermann seinem Mitbürger gegenüber erheben kann. Nur allgemeine, einheitliche und sachgemäße Vorarbeit wird die Gewähr schaffen, daß der eine nicht durch die Gleichgültigkeit des anderen bei einem Luftangriff Schaden erleidet.

Notwendigkeit des zivilen Luftschutzes!

Von Ober-Ing. Peter Paul Fellner.

Ueber die Notwendigkeit des zivilen Luftschutzes in Deutschland braucht kein Wort mehr verloren zu werden. Eine große Organisation ist dabei, jeden einzelnen Volksgenossen theoretisch und praktisch in Uebungen zu unterrichten über das, was er im Falle eines Luftangriffs zu tun oder zu lassen hat. Bis in den kleinsten Haushalt hinein erstrecken sich die Fäden, die alle zusammen jenes Netz bilden, das uns vor den Folgen von Gas-, Brand- und Sprengbomben, die aus der Luft auf uns herabregnen können, beschützen soll. Der Ausbau von Kellern, der Umbau von Bädern, die Einteilung der „Mannschaft“ eines Hauses zu ihren verschiedenen Aufgaben — all das sind Probleme, die im weitesten Maße geklärt sind. Auf den guten Willen des Einzelnen kommt es an, und an ihm läßt sich nicht zweifeln.



Ein Gasraum — wie er im Keller eines jeden Hauses eingerichtet werden soll.

alte Petroleumlampe komme wieder zu Ehren und werde gebrauchsfertig gehalten; Akkumulatoren-Lampen schaffe an, wer sie leiden mag. Für jeden Häuserblock werde auch ein Brunnen angelegt, der die Wasserversorgung sicherstellt.

Da das Prinzip „Gemeinnutz vor Eigennutz“ grade die Probleme des Luftschutzes in besonderem Maße regiert, wird sich auch in der Frage der Dezentralisation der Versorgungsbetriebe eine gerechte und zweckmäßige Lösung finden lassen.

